

Frauenstimme

Nr. 16 * 46. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

22. August 1929

Der Wert der Haushaltsarbeit.

Ernährt der Mann die Frau?

Wie schließen die Diskussion über diese Frage mit dem Abdruck zweier weiterer Beiträge ab.

Bisher ist jeder Meinungsaustausch in sozialistischen Kreisen über die Arbeitsleistung der Hausfrau zunächst zu der Feststellung gelangt, daß diese Arbeit, zumal wenn mehrere Kinder vorhanden sind, in ihrem Umfang und ihrer Schwierigkeit einer vollen Berufsarbeit gleich kommt und oftmals über sie hinausgeht, um dann in die Forderung einzumünden, auch der Ehefrau einen Anteil am Einkommen des Mannes für ihre persönlichen Bedürfnisse festzusetzen. Wo die Einkommensverhältnisse dies gestatten, ist es eine Anstandspflicht des Mannes, seine Ausgaben für Bier, Zigarren, Sport, Liebhabereien oder Kulturbedürfnisse auch im gleichen Umfang seiner Frau zuzugestehen für ihre Wünsche und Bedürfnisse, oder seine Ausgaben einzuschränken, damit sie im gleichen Maße zu ihrem Rechte kommt. Praktisch liegen die Dinge aber so, daß der schmale Lohn in der sorgenvollen Frau und Mutter solche Bedürfnisse gar nicht aufkommen läßt, und sie ebenso notgedrungen wie aus eigenem Antrieb alles bis auf den letzten Pfennig der Haushaltskasse zuführt, um damit den Kindern, dem Mann und den Haushaltsnotwendigkeiten zu genügen. Trotz alledem aber behält der Mann sich weiter das Recht vor, sein „verdienendes“ Taschengeld für sich zu verbrauchen, und die Frau gesteht ihm dieses Recht, wenn es nicht in Mißbrauch ausartet, gern zu. Sie sieht nicht, welch schreiendes Unrecht es im Grunde ist. Die große Mehrheit der Arbeiterfrauen wird mit mir einig sein in dem Wunsche an die Männer: beweist eure Anerkennung der Hausfrauenarbeit als volle Arbeitsleistung dadurch, daß ihr jene fragwürdigen Genüsse (Tabak, Alkohol), an denen die Frau nicht teilnimmt, einschränkt oder auf sie verzichtet; kämpft vor allem auch dafür, daß der Zwang, mit Arbeitskollegen bei Partei- und Gewerkschaftsveranstaltungen diese Gistie zu konsumieren, aufhört, verwendet die spärlichen Groschen, die die Notdurft des Lebens überhaupt für Lebensfreuden übrig läßt, mit Frau und Kindern zusammen für wahrhaft aufbauende Werte!

D. S.

Die Unproduktivität der Hausarbeit.

Im Laufe der Aussprache wurde ganz richtig einmal darauf hingewiesen, daß bei den Wohlhabenden und im gebildeten Bürgertum die Redensart des Mannes, daß er die Frau ernährt, nicht üblich ist. Nun erlaubt ja einerseits der Besitz an sich eine großzügigere Haltung in Gelddingen den Angehörigen gegenüber; steht doch der hastende, rassende Geschäftsmann, der in nervöser Eile selbst gar nicht die Muße zum Genießen des Erworbenen findet, das Ziel seines Strebens in materieller Sicherstellung der Familie, dem Aufbau einer schönen, beglückten Häuslichkeit und der Eleganz und Gepflegtheit seiner Frau, als in Dingen, die seinem Vagen nach Erwerb einzig Sinn, wenn auch keine Berechtigung geben. Tatsache aber ist doch, daß, je größer die Verhältnisse und je zahlreicher die zur Verfügung stehenden Hausangestellten sind,

desto geringer die Arbeitsgegenleistungen der Frau für ihren Unterhalt

ausfallen. Ein erfolgreicher moderner Lustpfeilschlager zeigt uns eine Ehefrau der großbürgerlichen Kreise, die aus der Erkenntnis heraus, daß sie ihrem Manne als einzige Gegenleistung für einen recht luxuriösen Unterhalt nur Geliebte ist, als eine Konstanze, die sich in diesem Punkte durchaus richtig verhält, indem sie sich entschlossen beruflich auf eigene Füße stellt. Als ein anderes Symptom für die Einstellung des Bürgertums in dieser Hinsicht sei genannt eine jüngst erschienene Schrift eines Rechtsanwalts (Dr. Bauer-

Mengelberg „Die wirtschaftliche Technik der Ehe“), die den obersten Grundsatz aufstellt: in jedem Fall müssen Mann und Frau soviel erhalten, daß sie ungefähr in gleichem Maße zu persönlichen Ausgaben in der Lage sind, ganz gleich, ob Vermögen von einem der Partner oder nur der Arbeitsverdienst des Mannes vorhanden sind. Die Frau muß stets das Gefühl der wirtschaftlichen Freiheit im Rahmen der Mittel behalten, der Mann darf sie keiner kleintlichen Kontrolle unterwerfen, es ist für sie unerträglich, unter dem Zwang der Not oder Einschränkung zu stehen, wenn der Mann sich für seine Person Ausgaben erlaubt, die über das Niveau der häuslichen Lebenshaltung hinausgehen. Selbst wenn der Mann für seine Person bedürfnislos ist, dürfe er doch der Frau nicht zwangsweise eine rigorose Sparsamkeit zumuten, die ihr nicht liegt, die nicht durch die Niedrigkeit des Einkommens bedingt ist. Diese Ausführungen zeigen mit aller Deutlichkeit, daß im Bürgertum die Leistung der Hausfrau voll geschätzt wird, auch wenn sie durch Haushilfen wesentlich erleichtert wird. Die Auffassung des bürgerlichen Verfassers von der Ehe tritt in den Worten hervor: „Die Frau erhebt den Anspruch darauf, Gefährtin des Mannes zu sein und kommt damit seinen tiefsten Bedürfnissen entgegen“. Um wieviel höher sollte da der Arbeiter die Leistungen seiner Lebenskameradin veranschlagen, die

ganz allein die schwierige und unendlich vielseitige Aufgabe der Haushaltsführung und Kinderpflege bewältigt!

Welch ein Mangel an Zartgefühl, Achtung und Einsicht offenbart sich in dem Vorwurf, daß er seine Frau „ernährt“ und sie „nicht arbeitet“! Wir Sozialisten wollen aber doch nicht nur den Standpunkt des Kulturbürgertums uns zu eigen machen, sondern darüber hinausgehen! Und da muß bei aller Anerkennung der gewaltigen Arbeitsleistungen der Arbeiterchefrau und -mutter doch immer wieder die heillose Unproduktivität vieler ihrer Bemühungen betont werden, an denen sie persönlich nicht schuld ist, und die nur durch den Fortschritt vom kräftezerpflitternden Kleinhaushalt zum kräftevereinenden Großhaushalt überwunden werden kann. Aber gerade die Angst, dem Manne nicht genug Arbeitsgegenleistungen in der Ehe zu bieten, und somit von ihm „ernährt“ zu werden, steckt — bewußt oder unbewußt — dahinter, wenn selbst sozialistische Frauen zeit- und kräfteparende Einrichtungen wie Zentralheizung, gemeinsame Waschküche, Gemeinschaftsküche usw. ablehnen! Aber nur auf dem Wege der Umwandlung der unbezahlten Hausarbeit in Berufsarbeit werden wir allgemein zu einer gesellschaftlichen Wertung dieser Arbeit kommen und wird ihre Einschätzung nicht mehr von der Einsichtigkeit oder Anständigkeit des „Herrn des Hauses“ abhängen. Sicher steckt hinter der geringen Einschätzung des Arbeiters für die Tätigkeit seiner Frau unbewußt auch

die Erkenntnis ihrer kleintlichen Verzeitelung und Unproduktivität,

da er durch die Arbeit im rationalisierten Wirtschaftsleben weiß, was zweckmäßiges, sinnvoll durchdachtes Zusammenarbeiten bedeutet!

Zuletzt sei noch eine zweifellos peinliche Tatsache berührt. Der Mann ist soziologisch gesehen der Frau gegenüber der Arbeitgeber und verwehrt ihr viele Arbeitsgeber — trotz Ausbeutung und Angewiesensein auf ihre Arbeit — seine Stellung ihr gegenüber mit der des „Ernährers“. In der auf den Kopf gestellten kapitalistischen Wirtschaft werden nun nicht die Konsumgüter an die Gesamtheit verteilt, sondern die „Arbeit“ muß sorgsam verteilt und zugemessen werden. Auch der Konkurrenzkampf der Frauen um den Mann —

heute freilich sehr gemildert durch eigene Erwerbsarbeit der unverheirateten Frau — hat neben dem erotischen Charakter auch einen stark materiellen Einschlag, da auch

um die schwer kündbare „Arbeitsstelle“ als Hausfrau, die bestmögliche „Verförgung“, gerungen

wird. Erst wenn diese unglückselige Verquickung zwischen der Neigung zweier Menschen und der Arbeitgeber-, Arbeitnehmer-situation aufgehoben ist, wird der Liebe ihre Reinheit und der Ehe ihre Würde wiedergegeben.

Bei aller Anerkennung der heutigen Nöte darf doch die Diskussion nicht auf eine Verherrlichung der „züchtig waltenden Hausfrau“ alten Stils hinauslaufen, sondern muß das sozialistische Zukunftziel im Auge behalten.

H. S.

Fürsorge für die Unehelichen.

Im Archiv Deutscher Berufsvormünder ist eine Schrift von Dr. Annemarie Wulff, „Das Schicksal der Unehelichen in Berlin“, erschienen, die auf Grund statistischen Materials die Lebensansichten, soziale Umwelt, Qualität, Erziehung und Berufswahl der Unehelichen Berlins vielseitig und gründlich untersucht. Angesichts der bevorstehenden Kommunalwahlen ist es besonders für die weiblichen Wähler sehr wichtig, zu wissen, was die Heimatkommune für die unverheiratete Mutter und ihr Kind leistet, und was eine sozial-fortschrittliche und großzügige Stadtverwaltung in Zukunft noch zum Schutze dieser besonders hilfsbedürftigen Menschenkategorie tun könnte.

Was bei der Betrachtung des Unehelichenproblems am meisten in die Augen springt, ist die Tatsache, daß es seit der Umwälzung 1918 ganz gewaltig seiner Lösung näher geführt worden ist, und zwar von zwei Ausgangspunkten her. Der eine ist die

enorme Abnahme der unehelichen Geburten;

den rund 9500 unehelichen Geburten jährlich in Berlin standen 1925 rund 4400 gegenüber. Andererseits wurde das Unehelichenproblem seiner Lösung näher geführt durch die stetig zunehmende Verbesserung der Fürsorge und Gesetzgebung. Von der oftmals nachlässig, ja widerwillig geführten ehrenamtlichen Einzelvormundschaft über die 1912 in Berlin eingeführte Berufsvormundschaft des Vormundschaftsamtes, in deren Rahmen ein angestellter Einzelvormund eine Reihe von Vormundschaften führt, geht eine gerade Linie zu dem 1924 geschaffenen Jugendwohlfahrtsgesetz, das die Fürsorge für die Berliner Unehelichen den Bezirksämtern unterstellt. Während der Einzelvormund oftmals erst ein Vierteljahr nach der Geburt des Kindes eingesetzt wurde und inzwischen der Anerkennungs- und Zahlungswille des Kindesvaters sich schon wieder verflüchtigt hatte, setzt die Fürsorge des Bezirksamtes schon möglichst vor der Geburt und die Vormundschaft unmittelbar nach der Geburt des Kindes ein und wird mit allen Hilfs- und Machtmitteln eines behördlichen Apparates geführt. Eine weitere Verbesserung für das Schicksal der Unehelichen, sogar eine sehr wesentliche, besteht darin, daß alle seit der Umwälzung geschaffenen sozialen Maßnahmen für Säuglings- und Kleinkinderfürsorge — man denke an die Fürsorgestellen, Familienhilfe der Krankenkassen, Krippen, Kindergärten und Horte —, ihnen

in dem gleichen Maße zugute kommen wie den Eheleichen.

Alles, was in Berlin auf diesem Gebiete geschieht, wird also auch die viel stärker lebensbedrohlichen und schutzbedürftigen Unehelichen umfassen. Ein weiteres Moment zum Schutze der Unehelichen ergibt sich aus der verbesserten Gesetzgebung. Zahlungswille des Vaters ist nicht immer gleichbedeutend mit Zahlungsfähigkeit. Da ist es nun sehr bedeutsam, daß in Fällen von Tod, Arbeitslosigkeit, Krankheit, Invalidität des Vaters dem unehelichen Kinde der gleiche Rentenanspruch wie dem ehelichen zusteht.

Der Rückgang der unehelichen Geburten um fast die Hälfte angesichts einer beispiellosen Revolution der Sitten in der Nachkriegszeit, einer Wandlung der Anschauungen, die bis weit in die bürgerlichen Kreise hinein dem freien Verhältnis das Obdium der Verwerflichen genommen hat, ist nur verständlich einerseits durch die erschreckende Zunahme der Abtreibungen und andererseits durch die Erfolge der Empfängnisverhütungspropaganda. Ben Lindsay prägte in seiner „Kameradschaftsese“ den Satz:

„Das Gummi hat die Moral revolutioniert!“

Ein Satz, der in seiner klassischen, monumentalen Einfachheit eines Karl Marx würdig wäre. Das Gummi, d. h. mit anderen Worten die moderne Technik der Geburtenregelung hat Tausenden und aber Tausenden von unglücklichen, unterförgten, unwillkommenen Kindern den Leidensweg eines elenden, freudlosen Lebens erspart. Die Mädchen, denen „es“ heute noch „passiert“, lassen sich im großen

und ganzen einteilen in die Kategorien der unaufgeklärten Kleinstädterinnen und Landmädchen, der Jugendlichen und der hemmungslosen Minorwertigen. Als vierte Kategorie tritt zunehmend in Erscheinung die Zahl jener unehelichen Mütter, die bewußt und stolz die Mutterschaft ohne Ehe auf sich genommen haben und, unabhängig von der Ehe, oder um als kriegsüberzählige Frauen nicht auf die Mutterschaft zu verzichten, ihr Kind durch eigene Berufsarbeit erhalten.

Unbarmherzig hart ist die Auslese, die die Natur unter den Unehelichen vornimmt, wobei sie im tödlichen Vernichtungswert unterstützt wird durch die schlechten sozialen Lebensbedingungen, die das uneheliche Kind erwarten. End doch nicht allein

die Totgeburten

bei den Unehelichen fast doppelt so hoch wie bei den Eheleichen (1923 6,4 Proz. zu 3,4 Proz. der ehelich Geborenen) — wobei allerdings häufig genug die schädlichen Abtreibungsversuche eine Rolle spielen —, sondern beträgt trotz verbesserter Fürsorge die Säuglingssterblichkeit bei den Unehelichen ebenfalls das Doppelte (1925 16,9 Proz. zu 8 Proz.). Unter den Todesursachen stehen obenan Lebensschwäche, Sepsis, Verdauungsstörungen, Grippe und Lungenerkrankung, Infektionskrankheiten. Die immer wieder diskutierte Frage, ob die Unehelichen im allgemeinen biologisch schwächer und anfälliger sind, wird sich u. E. gar nicht generell beantworten lassen, weil die Unehelichen sich aus zu verschiedenen Elementen zusammensetzen. Für die oben genannten Kategorien, deren Fortpflanzung als nicht wünschenswert bezeichnet wurde, ist zweifellos eine besondere Anfälligkeit anzunehmen, für die andere Hälfte dagegen keineswegs, da es sich um triebkräftige Menschen in den besten Jugendjahren handelt. Bei den Kindern dieser Menschen, die gesund und normal veranlagt zur Welt kommen, läßt die Gesellschaft eine schwere Schuld auf sich, wenn sie sie immer noch durch mangelnde Pflege und Fürsorge hilflos zugrunde gehen läßt. Die Beobachtung eines Forschers, daß

die Sterblichkeit der unehelichen Säuglinge erst nach dem ersten Lebenstage größer wird, als die der ehelichen,

also dann, wenn die Mutter aus der Anstalt kommt und das elende soziale Milieu zu wirken beginnt, läßt tief blicken.

Wie gestaltet sich nun das Schicksal der Berliner Unehelichen, die das Glück haben, trotz aller Ungunst der äußeren Umstände am Leben zu bleiben? 30 bis 40 Proz. werden durch nachfolgende Heirat der Eltern legitimiert und scheiden damit auf die glücklichste Art aus der Reihe der Unehelichen aus. Der uneheliche Verkehr ist also zum guten Teil nur vorhehlicher Geschlechtsverkehr, sogen. Verlobtenverkehr. Die meisten Kinder werden schon im ersten Lebensjahr legitimiert, je älter jedoch das Kind wird, desto mehr schwindet die Aussicht auf Legitimation durch Heirat der Eltern. Die daneben gesetzlich zulässige Ehelichkeitsklärung spielt eine ganz verschwindend geringe Rolle, ebenfalls die Adoption durch gutgestellte kindertreue Leute, auf die sich diese uneheliche Mütter unbegründete Hoffnungen machen. Von den 1924 in Berlin geborenen Unehelichen wurden ganze 0,6 Proz. bisher adoptiert. Wesentlich höher ist demgegenüber der Prozentsatz, nämlich 5, derjenigen Kinder, die im frühen Alter Berlin verlassen; es dürfte sich hierbei vor allem um die unehelichen Kinder von Hausangestellten handeln, die zu den Eltern des Mädchens aufs Land gebracht werden. Das typische Schicksal des unehelichen Kindes in der Großstadt ist

die Ruhelosigkeit, der ständige Wechsel der Pflegestellen.

Die Kinder gelangen zu keiner Fixierung ihrer Gefühlsbindungen auf bestimmte Personen, was für die in der Entwicklung begriffene kindliche Psyche so wichtig ist. Wurzellos treiben die kleinen Geschöpfe von einer Stelle zur anderen, und nachher wundert man sich über den verhältnismäßig hohen Anteil der Unehelichen an den Fürsorgezöglingen. Etwa 20 Proz. stellen diese in den Fürsorgeanstalten; entsprechend dem Anteil an der Gesamtbevölkerung etwa das Drei- bis Vierfache der Eheleichen. In der „Erfolgstatistik“ über die 1909 entlassenen preussischen Fürsorgezöglinge schneiden die Unehelichen aber nicht schlechter ab als die Eheleichen, ein Beweis dafür, daß ihre Verwahrlosung nicht Anlage, sondern Milieu schaden ist. Dazu kommt, daß die Unehelichen Fürsorgezöglinge nur von Müttern der niedrigsten Berufskategorien mit meistens mehreren unehelichen Kindern abstammen.

Das Bild, das die kleine Schrift von den Berliner Unehelichen entrollt, zeigt trotz fortgeschrittener Fürsorge der Dessenlichkeit noch viel Dunles und Trübes. Man wird sich dabei allerdings bewußt sein müssen, daß das Schicksal des unehelichen Kindes in unserer Gesellschaft zum überwiegenden Teil

das Schicksal des proletarischen Kindes überhaupt

ist, und daß eine weitere Besserung seiner Lage nur im Rahmen des allgemeinen Aufstiegs des Proletariats möglich ist.

Verbrecherin Straße.

Draußen in einer der neuen, schönen Wohngegenden, an die die Mieter der staub- und lärmfüllten Straßen im Osten und Norden nur mit Reid denken können, ist der Schrecken ausgebrochen: Ein kleines Mädchen, ein lieber, frischer Kerl, ist verschwunden. Nach tagelanger Suche fand man seinen Leichnam wieder, geschändet, ermordet lag der Körper unter der Erde im Keller eines Neubaus. Die Zeitungen bringen Artikel über Artikel, Kriminalisten berichten von den Schwierigkeiten der Verfolgung von Sittlichkeitsverbrechern, Schuldirektoren berichten davon, daß ihre Schülerinnen sogar bis in die Räume der Schule von diesen „Kinderfreunden“ verfolgt werden, und uns wird als „Durchschnittszahl“ für Sittlichkeitsverbrechen in Berlin die Zahl von 126 Fällen in einem Vierteljahr genannt!

Ich weiß es — und die Kriminalpolizei weiß es auch —, daß die Gebüsche rund um unseren Spielplatz ein beliebter Aufenthaltsort von Exhibitionisten sind, besonders die Unterführung der Untergrundbahn mit ihren unübersehbaren Loggien. Einmal erzählte die nette Bertie aus dem dritten Stock entrüftet ihrer Mama, da in der Untergrundbahn hätte ein Mann sie und ihre beiden Freundinnen angesprochen und sie erst auf sein Rad gesetzt — ob sie nicht Radfahren lernen wollten — und die Grete hätte sich richtig rausgesetzt. Und dann habe er so von Sport und Turnen geredet und ob sie Handstand machen könnten — wer's am längsten aushielte, kriegte eine große Tafel Schokolade von ihm. Aber da hätte sie genug gehabt von dem zudringlichen Kerl und der Grete und der Annemie gesagt, sie ginge einfach allein nach Hause, wenn die anderen nicht mitkämen. Geschehen ist darauf nichts, denn natürlich ist die Mama nicht zur Polizei gegangen, diese Sache melden — der Kerl war ja längst weg, „und das könnte mir gerade passen, mein Mädchen einer langen Fragerel aussetzen“. Ich konnte ihr nicht ganz unrecht geben, denn die Geschichte spielte noch vor Erfindung der weiblichen Polizei.

Aber nicht nur die Schulfrauen, auch die Kleinkinder treiben sich in unserer Straße wie eine Horde kleiner, unbeaufsichtigter Straßenkötter herum. Vor nicht langer Zeit hat da Fräulein Malchen einen neuen „möblierten Herrn“ bekommen. Wir wissen nichts von ihm, als daß er einen freundlichen, netten Eindruck macht. Und weil er ein netter, freundlicher Mensch ist, hat er einige Male einem der Kinder ein Täfelchen Schokolade, ein paar Bonbons geschenkt; das haben die anderen Bören gemerkt. Jetzt kann er sich kaum mehr auf der Straße zeigen, ohne daß eine Herde der Bören hinter ihm her ist. „Herr Schuuulke! Herr Schuuulke! Schenken Sie mir doch auch ein Stück Schokolade! Schenken Sie mir einen Sechser!“ Und das Zimmer seines Parterrefensters wird von den Bören richtig belagert. . . Herr Schuuulke kann ein sehr harmloser, netter Mensch sein — er ist wahrscheinlich sogar ein netter, harmloser Mann; aber es kann auch mal anders kommen. Dann wohnt bei Fräulein Malchen vielleicht einer von diesen unheimlichen Unbekannten, und eines Tages kann auch aus unserer Straße eines der Kinder spurlos verschwinden. Denn sie laufen alle ohne jede Kontrolle, ohne jede Aufsicht herum. Da ist Vottilind. Die Mama hat niemals Zeit, auf die derbe, hübsche Fünfjährige selbst zu achten, trotzdem die Wohnung nur drei Zimmer und Mama für die Arbeit sogar ein Dienstmädchen hat. Aber wenn die zwölfjährige Schwester in der Schule ist oder sonst keine Zeit hat, läuft Vottilind mit all den anderen Kleinkindern herum. Steht vor Herrn Schuuulkes Fenster und bettelt, läuft zu den Kaufleuten in den Laden und schnorrt um Bonbons und Bilder, geht sogar die Treppen herauf und klingelt an fremden Türen: „Ich möchte mal hier spielen!“ Manchmal wird sie eingelassen, irgendetwas nettes oder eine junge Dame schenkt ihr sogar den begehrten Sechser für eine Eiswaffel, manchmal geht sie auch dafür irgendetwas Kleinigkeit einholen. . . Noch ist Vottilind nichts passiert. Und wenn man der Mama davon reden wollte, dann würden sie und der Papa höchstens über die teure, frische Kleine lachen.

Im Keller unseres Hauses kleiden sich immer die Mitglieder der Sportvereine um. Und da waren gestern vier, fünf kleine Mädchen auf dem Hof — Vottilind natürlich darunter. Und mit Quieten und Richern jagte die kleine Bande immer wieder die Kellertreppe herauf und herunter und machte Vorstöße zu dem Verschlag, in dem die Sportler die Kleider wechselten. Die Kinder haben sich nichts dabei gedacht? Kaum. Denn die meisten waren aus Familien, in denen der nackte Körper noch heute als eine abenteuerliche Unanständigkeit gilt. Und mit vielem „Huch“ und Gequiele wurde hier die Gelegenheit gefeiert, mal seine Neugier zu befriedigen.

An alle diese Geschichten aus unserer ruhigen, stillen Straße, der Straße der „besseren Leute“ mußte ich denken, als ich in den Zeitungen jetzt die Schilderung des Milieus las, aus dem die kleine Bepernick verschwand. Dort wie hier war die gleiche trügerische

Sicherheit, daß den Kindern in der „ruhigen, stillen Straße“ ja nichts Böses passieren kann. Aber die Straße mordet und unsere Gleichgültigkeit ist ihre Mitschuldige. Es scheint manchmal, als ob die Eltern nicht sehen wollen.

Dann bleibt aber noch eine Aufgabe: Der Schutz unserer heranwachsenden Kinder, der Mädchen und Jungen, wenn auch die Mädchen hier bei weitem die Gefährdeten sind, denn von den 212 Opfern der Sittlichkeitsverbrechen in einem Vierteljahr waren nur 32 Knaben. Hier kann nur eins helfen: Sexuelle Aufklärung und Warnung. Vor allem befreie man die Vorgänge des Sexuallebens von den Schleiern des Geheimnisvollen, dem so leicht ein „pikanter“ Anstrich gegeben wird. Und man überwache den Umgang seiner Kinder auch mit Altersgenossen! Ich denke hier an einen Fall, den ich als Gerichtsreporter erleben mußte. Die Anklage lautete auf versuchte Notzucht und Freiheitsberaubung, und es sah für den Angeklagten böse genug aus, denn er hatte vor 19 (!) Jahren schon einmal eine Strafe wegen eines Sittlichkeitsdeliktes verbüßt. Aber die Verhandlung war recht lehrreich; man erfuhr: Ilse, Lotte und Erna waren Sonntags in der stillen Vorstadtstraße spazieren gegangen — und aus dem Spaziergang hatte sich eine richtige „Fensterpromenade“ entwickelt, die die drei Mädchen dem Angeklagten machten. Dabei hatten sie ihm sozusagen ein Ständchen gebracht mit dem damals so bekannten Lied: „Eine Miesetage hat sie aus Angora mitgebracht. . .“ Die Mädchen wollten von dem Angeklagten zum Radiohören eingeladen werden — wenigstens hatten sie das der Lotte erzählt, die trotz ihrer fünfzehn Jahre noch ein richtiges Kind war — mit ihrem unentwickelten Kinderkörper und ihrem Kindergesicht. Die beiden anderen waren in jeder Beziehung viel weiter. . . Als die drei aber endlich ihr Ziel erreicht hatten, war von Radiohören gar keine Rede mehr. In der Wohnung des Angeklagten kam es sofort zu den größten „Schäkereien“, und die beiden anderen hielten lachend die Lotte fest und schoben sie dem Angeklagten als vorzugsweises Objekt seiner Zärtlichkeiten zu. Nach Stunden gingen sie nach Hause: Und nur Lotte war so verstört, daß der Vater sie ausfragte und sie ihm auch alles gestand. In der Verhandlung kamen seltsame Dinge zur Sprache: So behaupteten die Mädchen, der Angeklagte habe die Tür verschlossen — aber Erna konnte doch ungehindert gehen und das Gas auf der Treppe anstecken; dann kam sie freiwillig zurück. . . Geschrien hatte keines der Mädchen bei dem „Notzuchtsversuch“; „er hat uns den Mund zugehalten“, sagten sie. . . und man rechnete unwillkürlich nach: da waren doch drei Mäuler und nur zwei Hände, die eigentlich auch anderweitig beschäftigt waren. . . Der Angeklagte wurde nur wegen fälschlicher Beleidigung und unzüchtiger Handlungen an einer Person unter 14 Jahren verurteilt; er hatte noch einmal Glück gehabt, denn das Mädchen, daß diese Sache am meisten provoziert hatte, war erst dreizehn Jahre alt gewesen. . .

Und das ist nicht der einzige Fall, in dem bei Gerichtsverhandlungen festgestellt wurde, daß von sexuell frühreifen Kindern Sexualvergehen geradezu provoziert werden.

Man lasse es lieber darauf antommen, daß eine Mutter mal beleidigt ist, aber man unterbinde nach Möglichkeit jeden Verkehr mit Kindern, bei denen man diese sexuelle Frühreife und Lüsterheit feststellen kann. Das ist uns aber nur möglich, wenn wir das Vertrauen unserer Kinder haben, auch in diesen Dingen. Und wir werden das nur haben, wenn wir ihnen von Anfang an über die Tatsachen des Geschlechtslebens volle Aufklärung geben. Eines Tages erzählte mir meine elfjährige Tochter eine hanebüchene Jote, die für sie nur ein „guter Witz“ war — ihre liebste Freundin Trude, ein Mädchen aus muffigster Spießbürgerfamilie, hatte ihn ihr erzählt — in vollem Bewußtsein seiner Jotenhaftigkeit. Und die Mama Trudes kam empört zu mir, weil ich von der Trude behauptet hätte, sie habe eine verdorbene Phantasie: „Das Mädchen sei so rein, sie wisse noch von nichts. . .!“ Ein Jahr später entging mein Mädchen und ihr Bruder in einer Sommerfrische auf äußerst geschickte Weise einem Sittlichkeitsverbrecher, der sich an die blauherenjuchenden Kinder heranmachte — die Zwölfjährige konnte seine Absichten zu gut beobachten und maskierte ihren Rückzug auf die harmloseste Weise. Und fünf Jahre später war Hilde tot, gestorben bei dem Versuch, durch eine Abtreibung das Kind zu beseitigen, das sie von einem nicht viel älteren Jungen empfangen hatte. . . nach Meinung der Tante glaubte sie auch damals noch an den Engel, der die Kinder der Mutter in den Arm legt. . .

Wir Menschen, die wir um die Jahrhundertwende Kinder waren, wir müssen umlernen: Die Welt von heute ist anders als die unsere war. Die Jugend von heute braucht mehr Schutz, aber auch mehr Waffen, als wir damals überhaupt hätten gebrauchen können. Es ist unsere Aufgabe, ihr beides zu geben. Rose Ewald.

Eine Hausfrau braut „Liför“.

Unlängst traf ich meine Nachbarin, die junge Frau Fritsche. Sie trug gerade einen großen Korb Birnen nach Hause, die sie in ihrem Laubengarten geerntet hatte. „Ach, das schöne Obst!“ rufe ich voll ehrlicher Bewunderung. „Da werden sich Ihr Mann und Willi wohl freuen.“ Ich denke an meine drei Kinder zu Hause, und daß das Obst noch so unerwünschte Preise hat. Gedankenvoll gehe ich neben der munter erzählenden Frau her. „Na, was mein Oler ist, der macht sich ja nun nicht velle aus so rohem Obst. Aber er hat jetzt gelernt, wie man Obstwein und Liför daraus macht.“

„Nanu?“ rufe ich erschrocken aus. Seit Jahren kenne ich die Leute. Der Mann ist ein ruhiger und nüchterner Arbeiter. Mit seiner noch jungen Frau und dem zwölfjährigen Willi lebt er in schönster Eintracht.

Die Nachbarin hat meine Ueberraschung richtig verstanden. „Oh, nu denken Se man bloß nicht, daß er vielleicht trinkt. Aber es macht ihm so'n Spaß, sich die Rezepte zu besorgen und dann loszupantzen. Und wenn Sonntags Besuch kommt, denn läßt er, stolz wie'n Spanier, die Kostprobe machen. Da tut er sich denn so dake damit.“

Das hört sich ja nun wirklich ganz harmlos an. Und doch — solche Liebhaberei wird bald zur Gewohnheit und dann leicht zur unbeherrschbaren Sucht. Obst-, und namentlich Beerenwein, der hat's in sich. Das weiß man ja von den Pilgerfahrten nach Werder. Ist doch der Johannisbeer- und Stachelbeerwein so alkoholfreich wie stärkster Süßwein, doppelt so stark wie Traubenwein und vier mal so stark wie Bier. Schade wär's um den Mann, wenn ihn diese Spielerei zum Trinter machte, wie so manchen. Schade vor allem um Frau und Kind.

Etwas zögernd fange ich an: „Können Sie das Obst denn nicht besser verwenden? 's doch eigentlich jammerhade, solch' herrliche Früchte vergären zu lassen.“ Etwas zögernd meint die Frau: „Ja, mir ist früher mein Obstsaft mehrmals verdorben. Da trau' ich mich nu nicht mehr ran.“ Ich lachte: „Das kann mal jeder passieren. Deswegen braucht man nicht zu verzagen. Und wenn mal Kompott verdorben war, lernt man eben, es besser zu machen. Das wird dann verschmerzt und schadet wenigstens keinem Menschen. Aber wenn Sie dem „Freund Alkohol“ erst einmal die Tür zu Ihrer gemüthlichen Stube aufgemacht haben, dann treibt er die Gemüthlichkeit rasch hinaus. Und der Schaden, der da entstehen kann, ist nicht abzusehen.“

Nachdenklich nickt die Frau. „Ja, ich hatt' mir das auch schon manchmal gedacht. Erst denkt man sich ja nichts dabei und lacht womöglich noch, wenn der Junge auch nach dem Weinglas greift. Aber man sieht doch mitunter schlimme Dinge daraus entstehen. Ja, aber, was soll man tun? Wissen Sie da vielleicht einen Rat?“

Wir hielten vor unserm Hause. Kurz entschlossen sage ich: „Wenn es Ihnen recht ist, Frau Fritsche, komme ich gegen Abend mal runter zu Ihnen und helfe. Da wollen wir einmal alkoholfreien Obstwein machen, einfach durch Dampfsaftung. Da braucht man keinen Apparat und vor allem keine Hefe. Ein Einmachkessel genügt, im Notfall auch ein gut gereinigter Waschtopf. Wenn dann Ihr Mann von der Arbeit kommt, laden wir ihn zur Kostprobe ein.“

„Ach ja, kommen Sie man.“ Freudestrahlend verschwand sie in ihrer Wohnung.

Am Abend hat Frau Fritsche schon alles zurechtgestellt. In den blankgeschuerten Waschtopf gießen wir handbreit Wasser hinein. Da hinein stellen wir einen leeren, gut emaillierten Topf. Ueber den Rand des Waschtopfes breiten wir ein feines Siebtuch aus Kessel, darüber ein zweites, größeres, das ich aus meinem Vorrat mitgebracht habe. „Die Tücher dürfen nicht in den kleinen Topf hineinreichen“, sage ich zu ihr. Dann binden wir sie mit Strippe um den Rand fest, daß sie nicht hineinrutschen. Und nun geht's los.

Die gewaschenen und kleingeschnittenen Früchte werden auf die Tücher geschüttet; immer zwei Hände voll, dann Zucker darüber. „Ob der Zucker langt?“ meint Frau Fritsche. „Ich hab' nur drei Pfund und zwölf Pfund Früchte.“ „Natürlich reicht das. Bei Rhabarber müßten wir wohl etwas mehr nehmen, bei reifen Stachelbeeren weniger, je nach Geschmack. Mit der Haltbarkeit hat das weiter nichts zu tun. Obendrauf kommt ein Bogen Pergamentpapier. Nun den Deckel drauf, die vier Ecken über dem Deckel zusammengebunden — und Willi, hilf mal, daß wir's aufs Feuer kriegen!“ Stolz auf seine Kraft, hüst der Junge, den schweren Topf aufs Feuer stellen. Voll Eifer ist er dabei. Er ahnt gar nicht, was das neue Verfahren der gährungslosen Fruchter-

wertung für seine Jugend, ja, vielleicht für sein künftiges Lebensglück bedeuten kann.

Inzwischen hat die Mutter die Flaschen gereinigt. „Auschweifen?“ fragt sie. „Nicht nötig! Wir vermeiden alle solche Chemikalien wie Schwefel, Benzoeinktur oder Salizylsäure zur Haltbarmachung. Größte Sauberkeit reicht aus und ist die beste Gewähr fürs Gelingen. Wir nehmen heißes Sodawasser zum Reinigen der Flaschen und spülen mit klarem, kaltem Wasser nach. Die Korken werden 20 Minuten lang im Wasserdampf keimfrei gemacht. Will man noch sicherer gehen, kann man sie tags zuvor in einer Lösung von vier Tabletten Kaliumpyrosulfid auf einen Liter Wasser untergetaucht einweichen.“

Inzwischen geht die Entsaftung durch Dampsentwicklung voran. Nach 1½ Stunden nehmen wir den Kessel vom Feuer.

„Bring' ne Schüssel, Willi! Den Rückstand essen wir morgen noch als Kompott mit Zucker.“

„Wie herrlich klar ist der Saft“, staunt Frau Fritsche. Noch heiß füllen wir ihn in die Flaschen, verschließen sie mit den Korken und lassen sie, auf den Kopf gestellt, in einem Korbe abkühlen.

„Nach zwei Stunden lassen Sie die Stöpsel mit Paraffin überlaufen und bewahren die Flaschen an einem kühlen, trockenen Ort auf“, schliesse ich unsere praktische Lehrstunde.

„Mutter, die letzte Flasche brauchst du nicht erst verschließen! Bald kommt Vater von der Arbeit. Dann wird „geprobt“, ruft Willi voller Jubel. Rasch werden die Spuren unserer Arbeit hinweggeräumt und ein paar Gläser auf den Tisch gestellt.

„Nun müssen Sie uns aber auch ein Stündchen schenken, um nach der Anstrengung mit uns zu feiern“, sagt Frau Fritsche. Sie steht selbst ganz feierlich aus. „Willi rennt hinaus und holt auch Ihren Mann und die Kinder herunter.“

„Zuhu!“ schreit der, und läuft zur Tür hinaus.

Und es wurde ein so gemüthlicher und vergnügter Abend wie nie vorher bei Vater Fritsches „Versuchen“.

„Und morgen haben wir keinen Vater“, sage ich scherzend, als wir uns zum Abschied die Hand reichen.

Jettka Kagenstein.

Affen als Delikatessen.

Es gibt Völker, denen der Genuß von Eiern unbekannt ist, weil man sich dort vor diesen bei uns sehr beliebten Nahrungsmitteln ekelt. Der gläubige Hindu würde nicht um alles in der Welt das Fleisch der heilig gehaltenen Kuh essen, und dem Mohamedaner ist Schweinefleisch „unrein“.

Bei uns würde man sich vermunthelt vor einem noch so appetitlich servierten Affen, der eine fatale Ähnlichkeit mit einem gebratenen Kinde hat, granen, während dieser unser vierhändiger Better im Innern Brasiliens nicht nur gelegentlich, sondern gewohnheitsmäßig gegessen wird und bei den Indianern sogar als heilig gebührende Delikatesse gilt. Die Eingeborenen verstehen es sehr geschickt, sich an die langgeschwänzten Baumbewohner heranzupürschen und sie mit ihren Giftpfeilen aus großer Höhe herunterzuschleusen. Nach der Angabe europäischer Forschungsreisender schmeckt das Fleisch des Affen, wenn es gut zubereitet ist, gar nicht schlecht, und man soll sich sogar, wenn man erst sein Vorurteil überwunden hat, zum wirklichen Genießer in Affenfleisch ausbilden können. Die Eingeborenen rösten ihre Beute häufig mit Haut und Haaren, was ihren ausgepöckelten, ungewöhnten Gaumen den Genuß offenbar nicht beeinträchtigt.

Der deutsche Forscher Karl von den Steinen bezeichnet Affenfleisch als „zäh, doch saftig, in seinem Geschmack verschwalltem, schlecht zubereitetem Rindfleisch ähnlich“ — vielleicht hat er besonderes Bedenken beim Probieren von Affenfleisch gehabt, denn andere Forscher sind anderer Ansicht. Der sogenannte „Nationalack“ schreibt sogar für ein brasilianisches Festessen vor: „Man setze je einen Affen an den vier Ecken der Tafel“.

Ich finde, dazu braucht man nicht erst nach Brasilien zu fahren. Das kann man bei uns in Europa auch haben.

Dann schon lieber die Ehe! Ein Wiener Bäckermeister war wegen Verführung einer Minderjährigen angeklagt. Als er ersuhr, daß er nicht nur eingesperrt werden, sondern obendrein noch Schadenersatz leisten sollte, rief er entgeistert aus: „Wenn mich die Sache sowieso Geld kostet, dann schon lieber die Ehe!“ Darauf fand ihm das Mädchen freudestrahlend in die Arme, und die Eltern nahmen die Anzeige zurück.